

Liebe Zuhörer, das Wort Chef hat alte Wurzeln, es kommt vom lateinischen caput = Haupt. Wir kennen den italienischen Capo, der auf der Baustelle zu sagen hat, den Kapitän auf dem Schiff, und wir nehmen etwas auf die eigene Kappe. Vor 120 Jahren verstand der Brockhaus einen militärischen Befehlshaber darunter, vor 60 Jahren eher einen Chef-Koch oder im saloppen Umgangston den Vorgesetzten. Nun, heute ist es selbstverständlich, einen Vorgesetzten mit Chef zu bezeichnen, aber einen guten Freund meine ich damit meistens nicht, denn der Chef bevormundet mich ja, und ich möchte mich lieber frei entscheiden zu dem, was ich tue. Wir werden heute von ganz bösen Chefs hören, aber es gibt auch einen Chef, der ist so lieb, dass wir ihn gar nicht bemerken, ja, sogar meinen können, es gebe ihn nicht. Von so einem Chef erzählt unsere erste Geschichte.

Franziskita

(Motiv aus „Spanische Märchen“, Weltbild-Verlag Augsburg 1998, Erzählfassung F. Jentzsch)

Es ist noch gar nicht so lange her, da lebte in einem spanischen Dorf ein entzückendes junges Mädchen mit Namen Franciskita. Bei ihrer Tante lebte sie, denn ihre Eltern waren schon gestorben. Eines Tages ging sie über den Marktplatz, und da begegnete ihr der liebe Gott: „Guten Morgen, Franciskita! Na, bist du mit deinem Leben zufrieden?“ „Oh ja, Herr“, erwiderte Franciskita, „warum sollte ich nicht zufrieden sein? Ihr seht ja selbst: ich bin jung und hübsch! ... nur...“

„Was: ..nur..?“ „Ach, wißt Ihr, es wäre so schön, wenn ich ein eigenes kleines Häuschen hätte!“

„Geh nur hin, es steht schon auf dem Brachland neben dem Haus deiner Tante!“

Franciskita ging hin und fand ein schmuckes Häuschen, eingerichtet mit allem was dazu gehört, und freute sich.

Am anderen Tag begegnete ihr wieder der Herrgott und fragte: „Guten Morgen, Franciskita, bist du nun zufrieden?“ „Oh ja, Herr! Ein so schönes Häuschen! ...Aber...“

„Was, aber?“ „Ach Herr“, entgegnete Franciskita, es ist schön, aber so still. Wenn ich doch noch ein paar Hühnerchen dazu hätte!“

„Geh nur hin, sie kratzen und picken schon im Sand!“

Franciskita ging hin und fand eine muntere Hühnerschar. Die legten fleißig Eier, und Franciskita trug am folgenden Tage die Eier zum Markt.

Dort kam ihr der liebe Gott entgegen: „Nun, Franciskita, bist du jetzt zufrieden?“

„Oh ja, Herr, das schöne Haus und die fleißigen Hühner, es ist eine Pracht....aber...“

„Schon wieder ein Aber?“ „Ach, Herr, wie schön wäre es, wenn ich auch eine Geiß hätte!“

„Geh nur heim, sie steht schon im Stall!“

Als Franciskita nach Hause kam, fand sie eine schöne weiße Geiß mit einem vollen Euter vor. Sie molk sie, machte Käse und brachte diesen auf den Markt. Der liebe Gott trat an ihren Stand und sprach: „Guten Morgen, Franciskita, wie geht es dir? Bist du jetzt zufrieden?“

„Oh Herr“ lachte Franciskita, „wie sollte ich nicht zufrieden sein: das schmucke Haus, die munteren Hühner, die schöne Geiß,nur...“

„Was....nur...?“ „Nun ja, eine Kuh würde noch mehr Milch geben als so eine kleine Ziege!“

„Geh nur heim, auch eine Kuh sollst du haben!“

Franciskita ging heim und fand eine prächtige Kuh im Stall, und am nächsten Tag konnte sie Milch, Butter und Quark auf den Markt bringen. Der Herrgott begegnete ihr wieder: „Guten Morgen, Franciskita, nun bist du aber glücklich?“

„Oh ja, Herr, wie reich bin ich beschenkt.... aber...“

„Was ... aber...?“ „Ach, wißt Ihr, Herr, ich habe es gut zu Hause, aber ausgehen zum Tanz möchte ich auch einmal wie die anderen Mädchen im Dorf, doch habe ich kein schönes Kleid...!“ „Ist es das, was dir noch fehlt? Geh nur hin, es hängt schon im Schrank!“

Franciskita ging heim und fand ein wunderschönes Kleid. Das zog sie an und ging tanzen.

Am anderen Tag fragte sie der liebe Gott: „Bist du nun zufrieden?“ „Oh ja, Herr, wie habe ich mich gedreht und gewiegt.... aber...“

„Immer noch ein Aber?“ „Nun, ja, einen Mann habe ich noch nicht gefunden!“

„Das geht auch nicht so schnell“, gab der liebe Gott zu bedenken, „ein bißchen Geduld mußt du schon haben. Aber ich will dafür sorgen...“

Was soll ich sagen: es vergingen keine vierzehn Tage, da heiratete Franciskita den jungen tüchtigen Bürgermeister des Ortes. Am Morgen nach dem Fest, es mochte diesmal etwas später geworden sein, spazierte sie stolz über den Marktplatz. Der liebe Gott kam ihr entgegen: „Guten Morgen, Franciskita, nun sind alle deine Wünsche erfüllt...?“

„Was heißt hier Franciskita? Frau Bürgermeister, wenn ich bitten darf!“

Franziskita war offenbar nicht dankbar für alles was sie bekam. Sind wir dankbar für die Gaben des Himmels? Wir brauchen nur daran zu denken, dass wir abends erschöpft einschlafen, am Morgen aber meistens mit neuen Einsichten, versöhnlicheren Gefühlen und neuer Kraft zum Handeln erwachen, und das für selbstverständlich halten. Statt dankbar zu sein, kritisieren wir womöglich tagsüber alles Schlechte, was wir bemerken. Dr. Rudolf Frieling, Pfarrer der Christengemeinschaft, sagte mir einmal: "Der Teufel hat keine eigenen Kräfte. Er hält uns einen Stock vor die Füße, damit wir stolpern, und wenn wir dann schimpfen, fließen ihm unsere Kräfte zu.“ Wenn wir in dem Augenblick so wach wären, dass wir sagen könnten: „Ich weiß, du willst mich ärgern, aber ich ärgere mich nicht, dann müsste der Teufel verhungern. Das gelingt dem Held des folgenden Märchens nicht. Gelingt es uns?

Meister Pfriem

(Brüder Grimm, Kinder- und Hausmärchen, Nr.178)

Meister Pfriem war ein kleiner, hagerer, aber lebhafter Mann, der keinen Augenblick Ruhe hatte. Sein Gesicht, aus dem nur die aufgestülpte Nase vorragte, war pockennarbig und leichenblaß, sein Haar grau und struppig, seine Augen klein, aber sie blitzten unaufhörlich rechts und links hin. Er bemerkte alles, tadelte alles, wußte alles besser und hatte in allem recht. Ging er auf der Straße, so ruderte er heftig mit beiden Armen, und einmal schlug er einem Mädchen, das Wasser trug, den Eimer so hoch in die Luft, daß er selbst davon begossen ward. „Schafskopf,“ rief er ihr zu, indem er sich schüttelte, „konntest du nicht sehen, daß ich hinter dir herkam?“ Seines Handwerks war er ein Schuster, und wenn er arbeitete, so fuhr er mit dem Draht so gewaltig aus, daß er jedem, der sich nicht weit genug in der Ferne hielt, die Faust in den Leib stieß. Kein Geselle blieb länger als einen Monat bei ihm, denn er hatte an der besten Arbeit immer etwas auszusetzen. Bald waren die Stiche nicht gleich, bald war ein Schuh länger, bald ein Absatz höher als der andere, bald war das Leder nicht hinlänglich geschlagen. „Warte,“ sagte er zu dem Lehrjungen, „ich will dir schon zeigen, wie man die Haut weich schlägt,“ holte den Riemen und gab ihm ein paar Hiebe über den Rücken. Faulenzer nannte er sie alle. Er selber brachte aber doch nicht viel vor sich, weil er keine Viertelstunde ruhig sitzen blieb.

War seine Frau frühmorgens aufgestanden und hatte Feuer angezündet, so sprang er aus dem Bett und lief mit bloßen Füßen in die Küche. „Wollt ihr mir das Haus anzünden?“ schrie er, „das ist ja ein Feuer, daß man einen Ochsen dabei braten könnte! Oder kostet das Holz etwa kein Geld?“ Standen die Mägde am Waschfaß, lachten und erzählten sich, was sie wußten, so schalt er sie aus: „Da stehen die Gänse und schnattern und vergessen über dem Geschwätz ihre Arbeit. Und wozu die frische Seife? Heillose Verschwendung und obendrein eine schändliche Faulheit: sie wollen die Hände schonen und das Zeug nicht ordentlich reiben.“ Er sprang fort, stieß aber einen Eimer voll Lauge um, so daß die ganze Küche überschwemmt ward. Richtete man ein neues Haus auf, so lief er ans Fenster und sah zu. „Da vermauern sie wieder den roten Sandstein,“ rief er, „der niemals austrocknet; in dem Haus bleibt kein Mensch gesund. Und seht einmal, wie schlecht die Gesellen die Steine aufsetzen. Der Mörtel taugt auch nichts: Kies muß hinein, nicht Sand. Ich erlebe noch, daß den Leuten das Haus über dem Kopf zusammenfällt.“ Er

setzte sich und tat ein paar Stiche, dann sprang er wieder auf, hakte sein Schurzfell los und rief: „Ich will nur hinaus und den Menschen ins Gewissen reden.“ Er geriet aber an die Zimmerleute. „Was ist das?“ rief er, „ihr haut ja nicht nach der Schnur. Meint ihr, die Balken würden gerade stehen? Es weicht einmal alles aus den Fugen.“ Er riß einem Zimmermann die Axt aus der Hand und wollte ihm zeigen, wie er hauen müßte, als aber ein mit Lehm beladener Wagen herangefahren kam, warf er die Axt weg und sprang zu dem Bauer, der nebenherging. „Ihr seid nicht recht bei Trost,“ rief er, „wer spannt junge Pferde vor einen schwer beladenen Wagen? Die armen Tiere werden Euch auf dem Platz umfallen.“ Der Bauer gab ihm keine Antwort, und Pfriem lief vor Ärger in seine Werkstätte zurück. Als er sich wieder zur Arbeit setzen wollte, reichte ihm der Lehrjunge einen Schuh. „Was ist das wieder?“ schrie er ihn an, „habe ich euch nicht gesagt, ihr solltet die Schuhe nicht so weit ausschneiden? Wer wird einen solchen Schuh kaufen, an dem fast nichts ist als die Sohle? Ich verlange, daß meine Befehle unmangelhaft befolgt werden.“ „Meister,“ antwortete der Lehrjunge, „Ihr mögt wohl recht haben, daß der Schuh nichts taugt, aber es ist derselbe, den Ihr zugeschnitten und selbst in Arbeit genommen habt. Als Ihr vorhin aufgesprungen seid, habt Ihr ihn vom Tisch herabgeworfen, und ich habe ihn nur aufgehoben. Euch könnte es aber ein Engel vom Himmel nicht recht machen.“

Meister Pfriem träumte in einer Nacht, er wäre gestorben und befände sich auf dem Weg nach dem Himmel. Als er anlangte, klopfte er heftig an die Pforte: „Es wundert mich,“ sprach er, „daß sie nicht einen Ring am Tor haben, man klopft sich die Knöchel wund.“ Der Apostel Petrus öffnete und wollte sehen, wer so ungestüm Einlaß begehrte. „Ach, Ihr seids, Meister Pfriem,“ sagte er, „ich will Euch wohl einlassen, aber ich warne Euch, daß Ihr von Eurer Gewohnheit ablaßt und nichts tadelt, was Ihr im Himmel seht: es könnte Euch übel bekommen.“ „Ihr hättet Euch die Ermahnung sparen können,“ erwiderte Pfriem, „ich weiß schon, was sich ziemt, und hier ist, Gott sei Dank, alles vollkommen und nichts zu tadeln wie auf Erden.“ Er trat also ein und ging in den weiten Räumen des Himmels auf und ab. Er sah sich um, rechts und links, schüttelte aber zuweilen mit dem Kopf oder brummte etwas vor sich hin. Indem erblickte er zwei Engel, die einen Balken wegtrugen. Es war der Balken, den einer im Auge gehabt hatte, während er nach dem Splitter in den Augen anderer suchte. Sie trugen aber den Balken nicht der Länge nach, sondern quer. „Hat man je einen solchen Unverstand gesehen?“ dachte Meister Pfriem; doch schwieg er und gab sich zufrieden: „Es ist im Grunde einerlei, wie man den Balken trägt, geradeaus oder quer, wenn man nur damit durchkommt, und wahrhaftig, ich sehe, sie stoßen nirgend an.“

Bald hernach erblickte er zwei Engel, welche Wasser aus einem Brunnen in ein Faß schöpften, zugleich bemerkte er, daß das Faß durchlöchert war und das Wasser von allen Seiten herauslief. Sie tränkten die Erde mit Regen. „Alle Hagel!“ platzte er heraus, besann sich aber glücklicherweise und dachte: „Vielleicht ist's bloßer Zeitvertreib; macht's einem Spaß, so kann man dergleichen unnütze Dinge tun, zumal hier im Himmel, wo man, wie ich schon bemerkt habe, doch nur faulenz.“ Er ging weiter und sah einen Wagen, der in einem tiefen Loch stecken geblieben war. „Kein Wunder,“ sprach er zu dem Mann, der dabeistand, „wer wird so unvernünftig aufladen? Was habt Ihr da?“ „Fromme Wünsche,“ antwortete der Mann, „ich konnte damit nicht auf den rechten Weg kommen, aber ich habe den Wagen noch glücklich heraufgeschoben, und hier werden sie mich nicht stecken lassen.“ Wirklich kam ein Engel und spannte zwei Pferde vor. „Ganz gut,“ meinte Pfriem, „aber zwei Pferde bringen den Wagen nicht heraus, viere müssen wenigstens davor.“ Ein anderer Engel kam und führte noch zwei Pferde herbei, spannte sie aber nicht vorn, sondern hinten an. Das war dem Meister Pfriem zu viel. „Talpatsch,“ brach er los, „was machst du da? Hat man je, solange die Welt steht, auf diese Weise einen Wagen herausgezogen? Da meinen sie aber in ihrem dünkelfaften Übermut, alles besser zu wissen.“ Er wollte weiterreden, aber einer von den Himmelsbe-

wohnern hatte ihn am Kragen gepackt und schob ihn mit unwiderstehlicher Gewalt hinaus. Unter der Pforte drehte der Meister noch einmal den Kopf nach dem Wagen und sah, wie er von vier Flügelpferden in die Höhe gehoben ward.

In diesem Augenblick erwachte Meister Pfriem. „Es geht freilich im Himmel etwas anders her als auf Erden,“ sprach er zu sich selbst, „und da läßt sich manches entschuldigen, aber wer kann geduldig mit ansehen, daß man die Pferde zugleich hinten und vorn anspannt? Freilich, sie hatten Flügel, aber wer kann das wissen? Es ist übrigens eine gewaltige Dummheit, Pferden, die vier Beine zum Laufen haben, noch ein paar Flügel anzuheften. Aber ich muß aufstehen, sonst machen sie mir im Haus lauter verkehrtes Zeug. Es ist nur ein Glück, daß ich nicht wirklich gestorben bin.“

Ich freue mich immer wieder darüber, mit welchem Humor die Brüder Grimm diesen Meister Pfriem schildern. Sie selber waren ja ziemlich eingespannt in humorlose Konventionen. Um z.B. eine Haushälterin zu bekommen, „musste“ einer von ihnen heiraten. Wilhelm war derjenige, den es traf. Und dann die schöne Beschreibung, wie Pfriem die Mägde beim Wäschewaschen von oben herab abkanzelt. Dabei ist er nur im Kopf, und die Füße stoßen währenddessen einen Eimer mit Lauge um, so dass er sich lächerlich macht. Wie soll man mit so einem Chef umgehen? Die Leibeigenen im zaristischen Russland halfen sich mit Geschichten wie der folgenden, die sie sich insgeheim erzählten.

Stopak *(Aus Belorussische Märchen, Akademie-Verlag Berlin 1980, „Der Bauer und der Gutsherr“, Erzählfassung F. Jentzsch)*

Es war einmal ein Gutsherr entsetzlich wild und böse. Alle fürchteten ihn wie den Teufel, denn keiner konnte ihm etwas rechtmachen. Wenn einer zu ihm kam und um etwas bat, so schrie er gleich: „Was willst du?“ Dann begann der arme Kerl zu zittern und stotterte: „Nichts, lieber Herr, nichts!“ - „Wenn du nichts willst, warum störst du mich?“ schrie der Gutsherr. „In den Pferdestall mit dem Schlingel!“ Und dort wurde er verprügelt.

So brachte er den Leuten das Schweigen und Gehorchen bei. Alle hatten Angst davor, ihm ein Wort zu sagen, das ihm nicht paßte, denn wenn ihm jemand etwas nicht so sagen konnte, wie er es hören wollte, oder wie es seiner augenblicklichen Laune entsprach, dann mußte er es büßen. Nur einen Bauern im Dorf gab es, der mit dem Gutsherrn reden konnte, und das war Stopak.

Einmal im Frühjahr hatte der Gutsherr beim Kartenspiel ein schönes Landgut gewonnen, und weil ihm das so wohl gefiel, hielt er sich den ganzen Sommer über dort auf, während auf dem Stammsitz, dem alten Hof, ein Unglück nach dem anderen geschah. Der Verwalter dort rang die Hände, denn er mußte den Herrn benachrichtigen. Aber alle, die er als Boten schicken wollte, weigerten sich zu gehen, denn sie fürchteten zu Recht, für die Wahrheit verprügelt zu werden. Er rief das ganze Dorf zusammen, versprach großzügige Geschenke, aber ohne Erfolg. Da saß er in der Klemme, denn Bericht erstatten mußte er dem Herrn.

Als Stopak davon erfuhr, ging er zum Verwalter und sagte: "Na, ich werde zum Gutsherrn gehen und ihm alles erzählen. Ich verstehe mit ihm zu reden." Da umarmte ihn der Verwalter, er hätte Stopak beinahe geküßt. Er gab ihm eine ganze Handvoll Geld und schenkte ihm neue Stiefel, und Stopak machte sich auf den Weg.

Er mußte ein Weilchen marschieren, ehe er zu dem neuen Gutshof kam, und dort hetzte ein Diener sogleich die Hunde auf ihn. Aber Stopak hatte vorgesorgt; er zog ein Stück Speck aus der Tasche und warf es den Hunden hin, da ließen sie von ihm ab. Dann betrat Stopak die Vortreppe. „Was hast du hier zu suchen, du Vagabund?“ schrie der Diener, „verschwinde, mach, daß du fortkommst!“ "Nicht so hastig, lieber Herr“, sagte

Stopak, „ich komme vom alten Gehöft und soll dem Gutsherrn Bericht erstatten!“

Der Diener sah Stopak mißtrauisch an: „Na gut, ich werde dich dem Herrn melden. Aber sag einmal, woher weißt du, daß ich auch ein Herr bin?“ - „Na, das sehe ich doch. Du bist ein Herr oder nicht, vielleicht auch nur so ein halbes Herrchen. Du hast eine glatte Stirn und eine flachgedrückte Nase, daran erkenne ich, daß du dem Herrn die Teller auslecken darfst.“

Der Diener wollte Stopak an den Kragen fahren, aber da hörte man die Stimme des Gutsherrn: „Was ist das für ein Bauer?“

„Er kommt vom alten Gutshof, bringt Nachrichten von der Herrin.“

„Schick` ihn herein!“ Doch das war leichter gesagt als getan, denn Stopak hatte es sich bereits auf einem Sessel in der Vorhalle bequem gemacht, sein Pfeifchen hervorgeholt, es gestopft, mit Zunder, Stahl und Feuerstein angezündet und rauchte. "Schnell schnell, der Gutsherr wartet", drängte der Diener.

"Nicht so hastig, er kann warten!" Stopak raucht. Er beeilt sich wie ein feuchter Lappen beim Verbrennen. Und ihr wißt ja, wie lange es dauert, ein Pfeifchen zu rauchen! Endlich hat er fertiggeraucht, klopft die Asche am Sessel aus, spuckt auf den sauberen Fußboden, folgt dann dem Diener, der wie ein Hündchen vorausläuft und die Türen vor ihm öffnet. Stopak tritt zu dem Herrn ins Zimmer und hüstelt.

Stopak hüstelt, der Grundherr mustert ihn böse, zwirbelt mit der Linken seinen Schnurrbart, und mit den Fingern der Rechten trommelt er auf der Tischplatte.

"Guten Tag, lieber Herr!" - "Was ist los?" - "No, alles ist in Ordnung, lieber Herr."

Wenn alles in Ordnung ist, was willst du dann?"

„Ja, lieber Herr, der Verwalter hat mich geschickt. Euer Messer ist entzweigegangen.“

„Was faselst du da? Was für ein Messer?“ - „Euer Taschenmesser, mit den silbernen Initialen.“ - „Wobei ist es entzweigegangen?“

„Ja, lieber Herr, es heißt ja immer, ohne Werkzeug kann man nicht einmal eine Laus töten. Aber jedes Werkzeug geht einmal bei der Arbeit entzwei, und so war es auch mit Eurem Messer. Man wollte dem Hund das Fell abziehen, um Euch Stiefel daraus zu machen. Aber Euer Hund hatte eine sehr starke Haut, und da ist die Klinge abgebrochen.

„Von welchem Hund redest du da, du Taugenichts!“

"Na, von Eurem Wachtelhund, den Ihr so gerne mit auf die Jagd nahmt, Gott helfe mir, war es nicht der, für den Ihr im Vorjahr dem Gutsherrn aus dem Nachbardorf drei Bauern gegeben hattet? Er ist in den Brunnen geprungen. Man hat zwar Nikita hinterhergesandt ihn zu retten, aber dann sind beide ertrunken."

"Was? Mein kostbarer Wachtelhund ist tot? Warum ist er in den Brunnen geprungen?"

"Ach Herr, vielleicht hat er Durst bekommen nach dem vielen Pferdefleisch."

"Bist du verrückt geworden? Welches Pferdefleisch?"

"Na, das Fleisch von dem Hengst." - "Von welchem Hengst, rede!"

„Von Eurem falben Hengst, der eine Glatze hatte.“

„Ist der auch tot?“ - „Ja, er ist tot, Herr. Es ist schade um ihn, es war ein guter Hengst.“

„Oh, dieser Verlust!, Oh, ich Unglücklicher!“

„Aber, Herr, warum erregt Ihr Euch? Es ist doch bekannt, daß ein Hengst, der mit einer Glatze geboren wird, entweder von den Wölfen gefressen wird oder sonst irgendwie umkommt.“ „Woran ist der Hengst gestorben?“ - „Er hat sich vielleicht übernommen.“

„Du Schurke, gesteh! - Hat man ihn zu scharf geritten?“

„Nein, lieber Herr, niemand hat ihn geritten.“ - "Was dann, was dann?" "Er hat Wasser getragen, lieber Herr." "Um Gottes Willen! Der edle Hengst, Wasser getragen?"

"Ja, lieber Herr, die Leute sagen immer, der Ertrinkende greift nach einem Strohalm. Und als auf dem Hof der Schweinestall abbrannte, hat der Verwalter befohlen, mit dem Hengst Wasser zu holen.“ „Was denn, der Schweinestall ist abgebrannt?“ „Ja, er ist abgebrannt, lieber Herr.“ „Wie ist denn das passiert?“ „Seht ihr, Herr, er stand so nahe beim Viehhof, da ist er eben mit abgebrannt.“ „Der Viehhof hat auch gebrannt?“

„Ja, lieber Herr, wie eine Kerze.“ - „Aber wie konnte denn das geschehen?“

„Das kann man hinterher schlecht sagen, lieber Herr, entweder er hat von der Scheune oder vom Wohngebäude her Feuer gefangen.“

„Jesus Maria, ist auch das Wohnhaus abgebrannt?“

„Ja, es ist niedergebrannt, bis auf den Erdboden, als hätte jemand mit der Zunge darüber geleckt.“ - „Der ganze Hof abgebrannt?“ „Ja, lieber Herr, alles ist so glatt und sauber, daß man Rüben säen könnte.“

Da raupte sich der Gutsherr die Haare und verfluchte die ganze Welt. „Wodurch konnte denn das Wohnhaus in Brand geraten?“ rief er. - „Vielleicht durch die Kerzen, lieber Herr“, sagte Stopak.

„Durch die Kerzen? Hatte ich euch nicht befohlen, mit den Kerzen sparsam umzugehen? Warum mußten wieder Kerzen brennen?“

„Ja, warum nicht, lieber Herr, es ist doch bekannt, daß immer dann Kerzen brennen, wenn ein Mensch stirbt.“ - „Was? Stirbt? Ist jemand gestorben? Wer ist gestorben?“

„Friede ihrer Asche, möge ihr Weg ins Himmelreich ein leichter sein! Die Gutsherrin ist gestorben.“ - „Was, was? Was redest du da? Die Gutsherrin ist gestorben? Oh, oh! Nun habe ich alles verloren.“ Und er begann zu weinen. Aber Stopak sagte:

„Warum weint Ihr, Herr, Ihr wißt doch: Gott nimmt und Gott gibt.“

„Ja ja, Gott nimmt und Gott gibt - was? Gott gibt? Hat er etwas gegeben? Was hat er gegeben? Sag es schnell!“

„Gott hat Euch ein Enkelchen gegeben. Eure Tochter hat ein Söhnlein zur Welt gebracht, ein wunderschönes Gutsherrensöhnchen, dem Fuhrmann Nikita wie aus dem Gesicht geschnitten.“

Da kippte der Gutsherr vom Stuhl, Stopak aber ging in die Küche und ließ sich ein schönes Abendessen richten.

Ja, das war ein Kerl, der Stopak. Der verstand es, mit dem Gutsherrn zu reden!

Nun, bisher haben wir nach außen geschaut, aber jetzt schauen wir einmal nach innen. Wir haben den bösen und den guten Chef nämlich auch in uns selber! Wie wir den guten in uns stärken können, so dass er den bösen überwindet, das zeigt uns mit spielerischer Leichtigkeit das nächste Märchen der Brüder Grimm.

Vom klugen Schneiderlein (Brüder Grimm, Kinder- und Hausmärchen Nr. 114)

Es war einmal eine Prinzessin gewaltig stolz: kam ein Freier, so gab sie ihm etwas zu raten auf, und wenn er's nicht erraten konnte, so ward er mit Spott fortgeschickt. Sie ließ auch bekanntmachen, wer ihr Rätsel löste, sollte sich mit ihr vermählen, und möchte kommen, wer da wollte. Endlich fanden sich auch drei Schneider zusammen, davon meinten die zwei ältesten, sie hätten so manchen feinen Stich getan und hätten's getroffen, da könnt's ihnen nicht fehlen, sie müßten's auch hier treffen; der dritte war ein kleiner unnützer Springinsfeld, der nicht einmal sein Handwerk verstand, aber meinte, er müßte dabei Glück haben, denn woher sollt's ihm sonst kommen. Da sprachen die zwei andern zu ihm: „Bleib nur zu Haus, du wirst mit deinem bißchen Verstande nicht weit kommen.“ Das Schneiderlein ließ sich aber nicht irremachen und sagte, es hätte einmal seinen Kopf darauf gesetzt und wollte sich schon helfen, und ging dahin, als wäre die ganze Welt sein.

Da meldeten sich alle drei bei der Prinzessin und sagten, sie sollte ihnen ihre Rätsel vorlegen: es wären die rechten Leute angekommen, die hätten einen feinen Verstand, daß man ihn wohl in eine Nadel fädeln könnte. Da sprach die Prinzessin: „Ich habe zweierlei Haar auf dem Kopf, von was für Farben ist das?“ „Wenn's weiter nichts ist,“ sagte der

erste, „es wird schwarz und weiß sein, wie Tuch, das man Kümmel und Salz nennt.“ Die Prinzessin sprach: „Falsch geraten, antworte der zweite.“ Da sagte der zweite: „Ist's nicht schwarz und weiß, so ist's braun und rot, wie meines Herrn Vaters Bratenrock.“ „Falsch geraten,“ sagte die Prinzessin, „antworte der dritte, dem seh ich's an, der weiß es sicherlich.“ Da trat das Schneiderlein keck her vor und sprach: „Die Prinzessin hat ein silbernes und ein goldenes Haar auf dem Kopf, und das sind die zweierlei Farben.“

Wie die Prinzessin das hörte, ward sie blaß und wäre vor Schrecken beinah hingefallen, denn das Schneiderlein hatte es getroffen, und sie hatte fest geglaubt, das würde kein Mensch auf der Welt herausbringen. Als ihr das Herz wiederkam, sprach sie: „Damit hast du mich noch nicht gewonnen, du mußt noch eins tun, unten im Stall liegt ein Bär, bei dem sollst du die Nacht zubringen; wenn ich dann morgen aufstehe, und du bist noch lebendig, so sollst du mich heiraten.“ Sie dachte aber, damit wollte sie das Schneiderlein loswerden, denn der Bär hatte noch keinen Menschen lebendig gelassen, der ihm unter die Tatzen gekommen war. Das Schneiderlein ließ sich nicht abschrecken, war ganz vergnügt und sprach: „Frisch gewagt ist halb gewonnen.“

Als nun der Abend kam, ward mein Schneiderlein hinunter zum Bären gebracht. Der Bär wollt auch gleich auf den kleinen Kerl los und ihm mit seiner Tatze einen guten Willkommen geben. „Sachte, sachte,“ sprach das Schneiderlein, „ich will dich schon zur Ruhe bringen.“ Da holte es ganz gemächlich, als hätt es keine Sorgen, welsche Nüsse aus der Tasche, biß sie auf und aß die Kerne. Wie der Bär das sah, kriegte er Lust und wollte auch Nüsse haben. Das Schneiderlein griff in die Tasche und reichte ihm eine Handvoll; es waren aber keine Nüsse, sondern Wackersteine. Der Bär steckte sie ins Maul, konnte aber nichts aufbringen, er mochte beißen, wie er wollte. „Ei“ dachte er, „was bist du für ein dummer Klotz! Kannst nicht einmal die Nüsse aufbeißen“, und sprach zum Schneiderlein: „Mein, beiß mir die Nüsse auf.“ „Da siehst du, was du für ein Kerl bist,“ sprach das Schneiderlein, „hast so ein großes Maul und kannst die kleine Nuß nicht aufbeißen.“ Da nahm es die Steine, war hurtig, steckte dafür eine Nuß in den Mund und knack, war sie entzwei. „Ich muß das Ding noch einmal probieren,“ sprach der Bär, „wenn ich's so ansehe, ich mein, ich müßt's auch können.“ Da gab ihm das Schneiderlein abermals Wackersteine, und der Bär arbeitete und biß aus allen Leibeskräften hinein. Aber du glaubst auch nicht, daß er sie aufgebracht hat.

Wie das vorbei war, holte das Schneiderlein eine Violine unter dem Rock hervor und spielte sich ein Stückchen darauf. Als der Bär die Musik vernahm, konnte er es nicht lassen und fing an zu tanzen, und als er ein Weilchen getanzt hatte, gefiel ihm das Ding so wohl, daß er zum Schneiderlein sprach: „Hör, ist das Geigen schwer?“ „Kinderleicht, siehst du, mit der Linken leg ich die Finger auf und mit der Rechten streich ich mit dem Bogen drauf los, da gehts lustig, hopsasa, vivallalera!“ „So geigen“, sprach der Bär, „das möcht ich auch verstehen, damit ich tanzen konnte, sooft ich Lust hätte. Was meinst du dazu? Willst du mir Unterricht darin geben?“ „Von Herzen gern,“ sagte das Schneiderlein, „wenn du Geschick dazu hast. Aber weis einmal deine Tatzen her, die sind gewaltig lang, ich muß dir die Nägel ein wenig abschneiden.“ Da ward ein Schraubstock herbeigeholt, und der Bär legte seine Tatzen darauf, das Schneiderlein aber schraubte sie fest und sprach: „nun warte, bis ich mit der Schere komme,“ ließ den Bären brummen, soviel er wollte, legte sich in die Ecke auf ein Bund Stroh und schlief ein.

Die Prinzessin, als sie am Abend den Bären so gewaltig brummen hörte, glaubte nicht anders, als er brummte vor Freuden und hätte dem Schneider den Garaus gemacht. Am Morgen stand sie ganz unbesorgt und vergnügt auf, wie sie aber nach dem Stall guckt, so steht das Schneiderlein ganz munter davor und ist gesund wie ein Fisch im Wasser. Da konnte sie nun kein Wort mehr dagegen sagen, weil sie's öffentlich versprochen hatte, und der König ließ einen Wagen kommen, darin mußte sie mit dem Schneiderlein zur Kirche fahren, und sollte sie da vermählt werden. Wie sie eingestiegen waren, gingen die

beiden andern Schneider, die ein falsches Herz hatten und ihm sein Glück nicht gönnten, in den Stall und schraubten den Bären los. Der Bär in voller Wut rannte hinter dem Wagen her. Die Prinzessin hörte ihn schnauben und brummen: es ward ihr angst und sie rief: „Ach, der Bär ist hinter uns und will dich holen.“

Das Schneiderlein war fix, stellte sich auf den Kopf, steckte die Beine zum Fenster hinaus und rief: „Siehst du den Schraubstock? Wann du nicht gehst, so sollst du wieder hinein.“ Wie der Bär das sah, drehte er um und lief fort. Mein Schneiderlein fuhr da ruhig in die Kirche, und die Prinzessin ward ihm an die Hand getraut, und lebte er mit ihr vergnügt wie eine Heidlerche. Wer`s nicht glaubt, bezahlt einen Taler.

Im Märchen werden Entwicklungen, für die wir vielleicht einige Erdenleben brauchen, in einem Satz geschildert, so dass man meinen könnte, es dauerte nur ein paar Minuten. Der älteste Schneider denkt nur an das Alltags Tuch, „das man Kümmel und Salz nennt“. Der zweite ist dem Himmel schon etwas näher, denn ihm fällt der braun-rote Sonntagsrock des Vaters dazu ein. Der Jüngste aber sieht die Aura mit ihrem Silber und Gold. Erkennen genügt aber nicht. Es muß zur Begeisterung werden, das Gefühl verwandeln, und endlich zur Tat führen, bis in die Füße gehen. Der jüngste Schneider harmonisiert die Triebgewalten (den Bären in sich) mit Musik. Als er schon meint, es geschafft zu haben, werden die „Brüder“ wieder aktiv und schrauben den Bären los. Nun macht der Jüngste weitere Fortschritte: er fußt im Himmel, zeigt dem Bären, wo er sein Fundament hat. Da hat der Bär keine Macht mehr über ihn. Schnell und leicht scheint es im Märchen zu gehen. Wir haben in der Lebenspraxis länger Mühe damit. Wenn das Schicksal uns liebt, mutet es uns Schwierigkeiten zu, an denen wir reifen können. Unser Gefühl, die weibliche Seite in jedem von uns, sträubt sich gegen Zumutungen, die alles Unreine wegbrennen wollen. Der Verstand, die männliche Seite in uns, kann sich sagen: „Was du früher an Schmerzhaftem ertragen hast, das hat dich weitergebracht. also nimm die jetzige Zumutung willig an. Davon hören wir im nächsten Märchen.

Das junggeglühte Männlein (Brüder Grimm, Kinder- und Hausmärchen, Nr. 147)

Zur Zeit, da unser Herr noch auf Erden ging, kehrte er eines Abends mit dem heiligen Petrus bei einem Schmied ein und bekam willig Herberge. Nun geschah's, daß ein armer Bettelmann, von Alter und Gebrechen hart gedrückt, in dieses Haus kam und vom Schmied Almosen forderte. Des erbarmte sich Petrus und sprach: »Herr und Meister, so dir's gefällt, heil ihm doch seine Plage, daß er sich selbst sein Brot möge gewinnen.« Sanftmütig sprach der Herr: »Schmied, leih mir deine Esse und lege mir Kohlen an, so will ich den alten kranken Mann zu dieser Zeit verjüngen.« Der Schmied war ganz bereit, und St. Petrus zog die Bälge, und als das Kohlenfeuer auffunkte, groß und hoch, nahm unser Herr das alte Männlein, schob's in die Esse, mitten ins rote Feuer, daß es drin glühte wie ein Rosenstock, und Gott lobte mit lauter Stimme. Nachdem trat der Herr zum Löschtrog, zog das glühende Männlein hinein, daß das Wasser über ihn zusammenschlug, und nachdem er's fein sittig abgekühlt, gab er ihm seinen Segen: siehe, zuhand sprang das Männlein heraus, zart, gerade, gesund und wie von zwanzig Jahren. Der Schmied, der eben und genau zugesehen hatte, lud sie alle zum Nachtmahl. Er hatte aber eine alte, halb blinde bucklichte Schwieger, die machte sich zum Jüngling hin und forschte ernstlich, ob ihn das Feuer hart gebrennet habe. Nie sei ihm besser gewesen, antwortete jener, er habe da in der Glut gesessen wie in einem kühlen Tau.

Was der Jüngling gesagt hatte, das klang die ganze Nacht in den Ohren der alten Frau, und als der Herr frühmorgens die Straße weitergezogen war und dem Schmied wohl gedankt hatte, meinte dieser, er könnte seine alte Schwieger auch jung machen, da er fein ordentlich alles mit angesehen habe und es in seine Kunst schlage. Rief sie deshalb an,

ob sie auch wie ein Mägdlein von achtzehn Jahren in Sprüngen daher wollte gehen. Sie sprach: »Von ganzem Herzen«, weil es dem Jüngling auch so sanft angekommen war. Machte also der Schmied große Glut und stieß die Alte hinein, die sich hin und wieder bog und grausames Mordgeschrei anstimmte. »Sitz still, was schreist und hüpfst du, ich will erst weidlich zublasen.« Zog damit die Bälge von neuem, bis ihr alle Haderlumpen brannten. Das alte Weib schrie ohne Ruhe, und der Schmied dachte: »Kunst geht nicht recht zu«, nahm sie heraus und warf sie in den Löschtrog. Da schrie sie ganz überlaut, daß es droben im Haus die Schmiedin und ihre Schnur hörten; die liefen beide die Stiegen herab und sahen die Alte heulend und maulend ganz zusammengeschnurrt im Trog liegen, das Angesicht gerunzelt, gefaltet und ungeschaffen. Darob sich die zwei, die beide mit Kindern gingen, so entsetzten, daß sie noch dieselbe Nacht zwei Junge gebaren, die waren nicht wie Menschen geschaffen, sondern wie Affen, liefen zum Wald hinein; und von ihnen stammt das Geschlecht der Affen her.

Dieses Märchen korrigiert Darwins Theorie. Es sagt: Zunächst war die Idee des Menschen da. Wenn er sich aber nichts zumuten will, sich nicht weiterentwickeln will, vertiert er. Wir stehen heute vor der Aufgabe, uns weiterzuentwickeln, wenn Erde und Menschheit nicht zu Grunde gehen sollen. Doch der Wunsch, sich weiter zu entwickeln genügt nicht. Dazu müssen wir unseren Willen entwickeln. Das nächste Märchen, das die Brüder Grimm an das Ende Ihrer Sammlung stellten, fordert uns dazu auf, unseren Willen, das „eiserne Kästchen, zu erschließen“.

Der goldene Schlüssel *(Brüder Grimm: Kinder- und Hausmärchen, Nr. 200)*

Zur Winterszeit, als einmal ein tiefer Schnee lag, mußte ein armer Junge hinausgehen und Holz auf einem Schlitten holen. Wie er es nun zusammengesucht und aufgeladen hatte, wollte er, weil er so erfroren war, noch nicht nach Haus gehen, sondern erst Feuer anmachen und sich ein bißchen wärmen. Da scharfte er den Schnee weg, und wie er so den Erdboden aufräumte, fand er einen kleinen goldenen Schlüssel. Nun glaubte er, wo der Schlüssel wäre, müßte auch das Schloß dazu sein, grub in der Erde und fand ein eisernes Kästchen. »Wenn der Schlüssel nur paßt!« dachte er. »Es sind gewiß kostbare Sachen in dem Kästchen Er suchte, aber es war kein Schlüsselloch da, endlich entdeckte er eins, aber so klein, daß man es kaum sehen konnte. Er probierte, und der Schlüssel paßte glücklich. Da drehte er einmal herum, und nun müssen wir warten, bis er vollends aufgeschlossen und den Deckel aufgemacht hat, dann werden wir erfahren, was für wunderbare Sachen in dem Kästchen lagen.

Zum Schluß ein tröstliches Märchen aus Norwegen, in dem Trolle den Chef spielen wollen, aber der Held hat bereits seinen Willen entwickelt (den Bären) und geläutert (der Bär ist bereits weiß). Humorvoll finde ich es, dass der Bär erst gereizt werden muß, ehe er seine Bequemlichkeit aufgibt und unter dem Ofen hervorkommt.

Katze auf Dovre *(Asbjørnsen og Moe in: "Das blaue Band", Norwegische Märchen Bd.II, Mellinger -Verlag Stuttgart, Erzählfassung von F.Jentzsch)*

Es war ein Mann von Finnmark (einem Land, wo fast immer Eis und Schnee liegen), der hatte einen großen weißen Bären gefangen, den wollte er dem König zum Geschenk bringen. Aber der Weg war weit, und er mußte auf Skiern laufen und den Bären am Seil

führen. Und so kam er am Jul-Abend – was bei uns Weihnachten ist - beim Dovreberg an, da standen nur eine Handvoll Holzhütten. Er ging zur ersten Hütte - die gehörte dem Halvor - und klopfte an die Tür. Halvor öffnete: "God Dag, was willst du?". "Oh, kannst du mir in deiner Hütte ein Nachtquartier geben – für mich und den Bären?. »Ach Gott bewahre!« sagte Halvor, »an jedem Jul-Abend ist hier das Haus voller böser Trolle, wir müssen selber fliehen und haben dann kein Dach über dem Kopf!«. »Na, deswegen kannst du mir die Hütte ruhig überlassen«, sagte der Mann aus Finnmarken, »ich habe keine Angst, und der Bär: sieht der aus, als wenn er Angst hätte?" Sie handelten eine Weile hin und her, aber dann wurde es ihm erlaubt.

Halvor mit den Seinen floh, denn er hatte Angst. Der Mann aus Finnmark legte sich in den Alkoven (Schrankbett) und schloß die Türen, da war es gemütlich warm. Der Bär kroch unter den hochbeinigen eisernen Ofen, hinter dem das Birkenholz trocknete. In der Hütte war alles für die Trolle vorbereitet. Der Tisch war gedeckt mit lauter guten Sachen zum Essen und zum Trinken: da gab es Rahmgrütze, Kabeljau, Würstchen und schöne scharfe Schnäpse.

Bis Mitternacht blieb alles ruhig. Doch dann sprang die Türe auf, und die Trolle kamen herein: große, kleine, mit langen Nasen und langen Schwänzen, manche so alt, dass ihnen das Moos auf Kopf und Schultern wuchs. Sie liefen um den Tisch herum, schnüffelten und begannen von allem zu kosten und zu schmausen. Plötzlich sah eines von den kleinen Trolljungen den Eisbären unter dem Ofen liegen, nahm ein Stück Wurst, spießte es auf die Gabel, briet es am Feuer, und als es ganz heiß war, ging zu dem Bären und drückte es ihm auf die Nase. »Katze ,willst du Wurst haben?«; schrie er. Der Bär verbrannte sich, fuhr auf, brummte und jagte die ganze Trollbande hinaus. Da war Ruhe am Jul-Abend.

Übers Jahr aber, am Morgen des Julfestes, dachte Halvor, die Trolle kämen wieder und wollten ihr Festessen haben, und so begann er vor der Hütte Holz zu hacken. Da hörte er plötzlich vom Walde her seinen Namen rufen: »Halvor, Halvor!« - »Ja, was ist?«, rief Halvor. »Ist die große weiße Katze noch bei dir?« Halvor mußte lachen, aber dann rief er: »Die ist noch bei mir, und sie hat sieben Junge bekommen, und die sind größer und böser als die Alte«. »Dann kommen wir nicht wieder!« riefen die Trolle; und seit dieser Zeit hat Halvor mit den Seinen immer friedlich Julklapp feiern können und Rahmgrütze, Lutefish und Würstchen selber essen. Und ein Freund in Oslo hat mir am Telefon erzählt, Halvor hätte auch ein paar Schnäpse dazu getrunken.

Auf der Homepage www.maerchenfrank.de erfahren Sie unter dem Link Märchendeutung mehr über die Märchen Meister Pfriem, Vom klugen Schneiderlein, Das junggeglühte Männlein, Der goldene Schlüssel, Katze auf Dovre. Wenn Sie wissen wollen, wie es geklungen hat, können Sie mich anrufen (Tel. siehe Homepage / Kontakt), dann erzähle ich Ihnen etwas.

Stuttgart, den 25.5.2012

Frank Jentsch